

MAAIKE SIPS

PAPA MONICA

Als mein Vater plötzlich
kein Mann mehr sein wollte und
ich versuchte, cool zu bleiben

Aus dem Niederländischen
von Rolf Erdorf

KNAUR 

Die Originalausgabe dieses Buches erschien
2015 bei Uitgeverij Podium, Amsterdam.

Die Übersetzung dieses Buches wurde
von der niederländischen Stiftung für Literatur gefördert.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

Der Verlag dankt Dr. Katinka Schweizer vom
Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie, Hamburg,
für die Erstellung des deutschen Literaturverzeichnisses.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



© 2015 Maaïke Sips

Für die deutschsprachige Ausgabe

© 2016 by Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Coverabbildung: Maaïke Sips

Redaktion: Mirjam Madlung

Satz: Sandra Hacke

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-21402-2

Für Bas

SCHÜHCHEN

Ich sehne mich so nach der anderen Seite von mir,
meiner Innenseite aus dunkler Seide,
die ich noch niemandem zeigen will:
Mein langes Haar,
eine Robe aus Satin
und erstaunte Wimpern
über großen, braunen Augen.
Und rote Schuh,
Ja, ich sehe ...
es müssen rote Schühchen sein,
mit denen ich dereinst in die Stadt gehe.

Sisca

Tagebuchfragment Cees Sips, Juni 1968

Prolog

Mai 2012

Können wir?«, simst mein Vater. Er wartet unten vor dem Krankenseingang, bis meine Mutter fort ist. Ich trete in das Zimmer, in dem mein anderthalbjähriger kleiner Sohn liegt. In der vergangenen Stunde haben meine Mutter und ihr Mann ihm Gesellschaft geleistet, und ich konnte im Elternzimmer arbeiten. Er ist inzwischen wach, man hört ihr Lachen auf dem Flur.

»Mama!«, ruft Bas froh, als ich ins Zimmer komme. Er stempelt rosa Herzchen auf einen Zeichenblock, den meine Mutter ihm mitgebracht hat. Zwei große Klebestreifen auf den Wangen halten einen Schlauch in seiner Nase an der richtigen Stelle, und von Brust und Bauch verlaufen Kabel zu einem Monitor. Die größte Attraktion klebt mit einem Pflaster an seinem Zeh: Ein rotes Lämpchen, das den Sauerstoffgehalt in seinem Blut misst. In den letzten Tagen haben wir vor allem diese Werte beobachtet; erst wenn Bas eine Nacht ohne zusätzlichen Sauerstoff auskommt, darf er nach Hause.

»Sie kommen!«, sage ich.

Meine Mutter springt von ihrem Stuhl auf und nimmt ihren Mantel. »Brauchst du noch etwas? Sollen wir für dich einkaufen gehen?«

Nein, ich brauche nichts. Lieber laufe ich nachher rasch selbst zum Supermarkt. Die Krankenhausluft macht mich träge und schwer, und die einzige Bewegung, die ich heute gehabt habe, sind die paar Schritte zwischen Bas' Zimmer, dem Elternzimmer und der Toilette. Auf der anderen Seite der Kinderabteilung, den Flur entlang und durch die

Klapptüren, gibt es einen Spielraum für die kleinen Patienten, aber für uns ist das verbotenes Terrain. Bas darf sein Zimmer nicht verlassen, weil die Ärzte meinen, ein ansteckendes Virus könnte für seinen Zustand verantwortlich sein.

Meine Mutter und ihr Mann hasten mit ihren Mänteln unterm Arm auf den Flur hinaus. Ich zögere. Soll ich sie instruieren, in welche Richtung sie am besten gehen? Ich habe selbst keine Ahnung, vor welchem Eingang mein Vater und seine Frau stehen. Vielleicht sind sie schon unterwegs zu den Aufzügen; denselben, mit denen meine Mutter und ihr Mann nach unten fahren. Sobald sie außer Hörweite sind, rufe ich meinen Vater an. »Sie kommen jetzt runter. Wenn du noch fünf Minuten wartest, begegnest du ihnen wahrscheinlich nicht mehr.«

Meine Eltern sind schon fast dreißig Jahre geschieden und haben sich in dieser Zeit nur zwei Mal gesehen. Das erste Mal vor einigen Jahren bei einem Festival für klassische Musik, das ich mitorganisiert hatte. Danach noch einmal an Bas' erstem Geburtstag. Beide Male haben sie auf das Glück ihrer Töchter angestoßen, und es ging unerwartet nett und gemütlich zu.

Damals trug mein Vater noch ganz normal Hosen. Jetzt wartet er unten in einem Kleid und möchte die Konfrontation mit meiner Mutter vermeiden. Sie sind sich nicht begegnet, seit mein Vater als Monica durchs Leben geht.

Vor einigen Monaten war sie auf einmal da. »Ich werde mich umoperieren lassen«, sagte mein Vater an einem Sonntagnachmittag im Januar. Da lag sein Abschied als Beigeordneter der Gelderländer Gemeinde, in der er wohnte, gerade hinter ihm. Eigentlich hatte er schon einige Male vorher in Rente gehen wollen, aber immer wieder

hielt ihn etwas davon ab, es endlich einmal ruhiger angehen zu lassen. Jetzt behauptete er, diesmal werde er wirklich aufhören; das Kapitel Arbeit sei für ihn abgeschlossen. Künftig werde er nur noch Bücher lesen und im Garten werkeln.

»Gibt es denn gar nichts, was du noch gerne tun würdest?«, hatte ich gefragt.

Mein Vater schaute zögernd zu seiner Frau Meintje.
»Was meinst du: Sollen wir es ihr erzählen?«

Erst war ich erleichtert; dieser Macho-Vater, mit dem ich mich manchmal so schwertat, war demnach ein Fake, eine ungeschickte Improvisation nach der klassischen Männerrolle. Später nagte es dann aber doch an mir. Er war zwar nicht tot, aber ich würde meinen Vater nie mehr wiedersehen, jedenfalls nicht als die Person, die ich seit jeher kannte. Zeit zum Abschiednehmen gab es nicht. »Cees Sips« meldete das Telefon, wenn mein Vater anrief, aber dann war Monica am Apparat.

Ich wusste, dass es Cees noch irgendwo geben musste, denn noch waren nicht alle eingeweiht; aber jeder, der Bescheid wusste, bekam nur noch Monica zu sehen. Nachdem sie die Bühne einmal betreten hatte, ließ sie sich nicht einfach wegschicken, so sehr es sie auch in Spannung versetzte, immer wieder zum ersten Mal in dieser neuen Gestalt ihr Entree zu machen.

Meine Mutter konnte es noch nicht ganz glauben. Ausgerechnet Cees? Dieser Macho, der ein notorischer Fremdgeher gewesen war und Frauen eher als Objekte zu betrachten schien?

»Schau mal, wer da ist«, sage ich zu Bas. Er guckt kurz von seinem Zeichenblock hoch und beschäftigt sich gleich wieder mit seinen Stempeln. Über das ganze Bett sind Ver-

schlusskappen verstreut, an den Fingern hat er gleich drei Farben Tinte. »Oma Monica und Oma Meintje!«

»Hallo Bas!« Monica stellt sich neben ihn und lehnt sich mit dem Ellbogen auf das hohe Bett. »Das sind aber schöne Herzen!« Er scheint es nicht zu hören. Monica nimmt einen blauen Stempel aus der Schachtel. »Und was ist das hier? Eine Blume!«

Jetzt hat sie seine Aufmerksamkeit. Bas übernimmt das Ding von ihr und drückt den Stempel aufs Papier. »Wumm!«

Er wird sich nie an Cees erinnern können, wahrscheinlich hat er seinen Großvater schon jetzt vergessen. Später, beim Durchblättern seines Babyalbums, wird er sich fragen, wer dieser Mann ist, der ihn als Neugeborenen auf dem Arm hält. Er trägt ein teures Jackett über einer dunklen Jeans und hat sein graues Haar säuberlich gescheitelt. Mit einem unbestimmten Lächeln schaut er auf das zarte Babybündel in seinen Armen. Allem Anschein nach stolz, obwohl sein Blick schwer zu ergründen ist. Das Baby hat die Augen geschlossen und streckt sein Fäustchen aus dem weißen Handtuch, in das es gewickelt ist. Die Fingern sind runzlig von seinem allerersten Bad.

Ich finde, es ist früh genug, wenn wir es Bas erst dann irgendwann erklären, wie sich unser Stammbaum zusammensetzt. Aber Monica zweifelt. Müsste man ihm nicht besser jetzt schon etwas mit auf den Weg geben? »Vielleicht sollte Bas mich einfach weiter Opa nennen«, überlegt sie manchmal. Opa Monica.

Monica gibt Bas einen neuen Stempel und drückt die Verschlusskappe wieder auf die blaue Blüte. Sie gibt sich mehr Mühe als Cees, ihren Enkel kennenzulernen. Der kam meistens erst dann aus sich heraus, wenn der Wein eingeschenkt war und wir Bas in seiner Babyloge vor den Teletubbies geparkt hatten. Er fand kleine Kinder lästig

und wusste nicht recht, wie er mit ihnen umgehen sollte. Lange dachte ich, darin läge der Kern unserer steinigen Beziehung. »Gerade als ihr in ein interessantes Alter kamt, seid ihr weggegangen«, sagte mein Vater immer.

Erst in den letzten Jahren lief es wieder etwas besser zwischen uns. Die groben Seiten schienen sich abzuschleifen, je älter mein Vater wurde. Er zeigte mehr Interesse und ergriff öfter die Initiative zu einer Verabredung. Vor dieser Zeit hörten wir nie etwas von ihm, wenn wir nicht selbst anriefen. Meine Schwester hatte ihn nach der Scheidung sogar eine Weile überhaupt nicht mehr sehen wollen.

»Hm-ma!«, ruft Bas. Oma, bedeutet das. Er ist bereit für den nächsten Stempel und zeigt auf die Schachtel. Monica drückt auf seine Nase: »Tuuut!« Ein schallendes Lachen ist die Antwort.

Ich bin immer davon ausgegangen, das Alter hätte meinen Vater milder gemacht. Jetzt frage ich mich, ob das etwas mit Monica zu tun hat. Es scheint, als würde ich meinen Vater erst wirklich kennenlernen, seit *sie* da ist.

Wie lange weißt du das schon?«, war die erste Frage, die ich meinem Vater stellte, nachdem er die Bombe hatte platzen lassen. Im Nachhinein gesehen eher lächerlich. Je mehr ich über andere Transgender las, desto bewusster wurde mir das. Gender-Dysphorie – der offizielle medizinische Begriff für das Gefühl des Unbehagens aufgrund des eigenen biologischen Geschlechts – ist keine Entscheidung. Man wird damit geboren.

Die persönlichen Geschichten anderer hatten eines gemeinsam: Allen war schon in jungem Alter bewusst geworden, dass sie bei ihrer Geburt den falschen Körper mitbekommen hatten. Auch wer das nicht so explizit für sich formulieren konnte, dem war zumindest schon früh klar, dass etwas nicht stimmte.

»Mein ganzes Leben«, hatte mein Vater geantwortet. Was sollte ich damit? Wenn man eine solche Neuigkeit zu hören bekommt, will man den Zeitpunkt benennen können, an dem sich die schockierende Entdeckung dem oder der Betroffenen aufgedrängt hat, so wie bei einer ernsten Krankheit oder einem anderen Ereignis, das den Lebenslauf drastisch verändert. Die Antwort »mein ganzes Leben« umfasste so viel, dass ich gar nicht wusste, wo anfangen.

Also fragte ich halt, wie der Weg zu einer solchen Geschlechtsangleichung aussah, und mein Vater erzählte, was er mittlerweile darüber wusste. Dass er erst nach einer einjährigen Hormonkur operiert werden könne, dass er die Hormone nur mit der Zustimmung eines Psychologen bekomme und dass es lange Wartelisten für die Operation gebe. Im Vorfeld der medizinischen Behandlung würde mein Vater dauerhaft als Frau leben, und

zwar sobald alle in seiner Umgebung Bescheid wussten. Der gesamte Prozess konnte leicht drei Jahre in Anspruch nehmen.

»Was für ein Glück, dass heute so vieles möglich ist«, sagte ich, als mein Vater zu Ende erzählt hatte. Ich schließe nicht aus, dass ich damit auch meine eigene Liberalität betonen wollte. »Stell dir vor, du wärst hundert Jahre früher zur Welt gekommen.«

»Ja«, sagte mein Vater lakonisch, »oder anno 1945.« Darauf wusste ich nichts zu antworten. »Möchtest du ein Foto sehen?« Mein Vater zückte sein Blackberry und zeigte mir einige unscharfe Bilder von einer Frau, die ich nicht kannte.

»Wow.« Ich suchte nach einem Kompliment. »Eine schöne Frau!«

Mein Vater strahlte. »Ja, es gibt auch Männer vom Typ Fernfahrer, die sich in Frauenkleidung werfen. Im Vergleich zu denen habe ich es gut getroffen.« Das stimmte, für ihn war seine kleine Statur ein Vorteil. Keine Schuhgröße 45 oder Hände wie Kohlschaukeln. Trotzdem konnte ich ihn mir nur schwer in einem Kleid vorstellen.

»Kommt ihr Monica bald mal besuchen?«, fragte mein Vater beim Abschied. »Sie würde sich freuen, euch zu sehen.« Das versprachen wir.

Die ersten Monate kam Monica regelmäßig vorbei. Als hoffte sie, die Erinnerung an Cees würde von selbst verblassen, wenn sie sich nur oft genug vor ihn ins Bild schob. »Sind die beiden etwa schon wieder da?«, witzelten mein Freund und ich manchmal. So viel Interesse waren wir nicht gewohnt. Monica forderte den Platz in unserem Leben ein, auf den unser Vater früher nie sonderlich viel Wert gelegt hatte. Dabei beanspruchte sie allerdings auch

sein Erbe. »Es ist ja bloß die Verpackung«, sagte sie oft. »Ich bleibe einfach euer Vater.«

Für mich war das doch eine sehr simple Darstellung, denn dieser Vater ähnelte dem Mann, mit dem ich aufgewachsen war, in vielfacher Hinsicht überhaupt nicht. Monica war lieber, ausgeglichener, teilnahmsvoller. Sie machte Dinge, die Cees nie getan hatte. Sie rief einfach so an, um mich mal zu hören. Meistens ging es um gar nichts. Irgendwas Neues aus dem Dorf, den Apfelkuchen, den sie gebacken hatte, oder ein neues Kleid. Wir plauderten und klatschten miteinander, wie ich es mir bei durchschnittlichen Müttern und Töchtern fortgeschrittenen Alters vorstellte, obwohl ich damit selbst keine Erfahrung hatte.

Meine Schwester Sietske und ich waren uns einig: Monica war ein netterer Mensch und in dieser Hinsicht ein Gewinn, aber Cees würde uns fehlen. Er war mit einem Schlag verschwunden, und Monica war wie besessen dabei, sämtliche Spuren von ihm auszulöschen. Fotos von früher gab sie uns mit (»Ihr habt sicher mehr davon«), und mitunter äußerte sie sich auch abfällig über ihr früheres Ich. Na, na, dachte ich, er ist immerhin mein Vater! Etwas, das ich früher öfter zu seiner Verteidigung gesagt hatte.

Eines Tages hielt sie mir eine hölzerne Kindersandalette hin. Das Fußbett sah unbequem aus, und das rote Leder an der Oberseite war stumpf. »Erkennst du die wieder?«

Natürlich erkannte ich die Sandalette. Den verschlissenen Stellen nach zu urteilen hatte ich die Dinger oft getragen. Als ich Schuhgröße 24 hatte, war ich etwa drei Jahre alt, also konnte ich mich nicht erinnern, wie sie sich damals an meinen Füßen anfühlten oder welches Geräusch ich damit beim Laufen auf der Straße gemacht habe. Dass dies mein Schuhwerk gewesen war, wusste ich von Fotos und von all den Malen, an denen mein Vater diese linke

Sandalette in die Hand genommen und mir erzählt hatte, die hätte ich als kleines Mädchen getragen. Solange ich mich erinnern konnte, hatte die Sandalette auf seinem Schreibtisch gestanden.

»Hier, nimm sie mit.« Mit einer entschiedenen Geste schob mir Monica das Ding über den Tisch zu. Es wog nichts und war leicht angestaubt. Es wurmte mich, dass sie es nicht selbst behalten wollte. Wollte sie nicht an unsere gemeinsame Zeit erinnert werden? War die Vaterschaft ihr denn so schwergefallen?

Später wurde mir klar, dass die rote Mädchensandalette vermutlich die ganze Zeit über eine Art Talisman gewesen war, den Monica nun nicht länger brauchte.

Erst als ich mich ein wenig an die neue Situation zu gewöhnen begann, kamen die wirklich wichtigen Fragen. Wenn mein Vater schon sein ganzes Leben lang eine Frau hatte sein wollen, warum wartete er dann fast siebzig Jahre, bevor er sich Hilfe suchte? Er war nicht dumm und hatte seine Angelegenheiten immer gut geregelt. Wie hatte er ein normales Leben führen können, ohne völlig daran zugrunde zu gehen? Letzteres war ein ständig wiederkehrendes Element in den Erzählungen anderer: Transgender waren in der Rolle, in der sie notgedrungen lebten, oft so unglücklich, dass sie depressiv wurden und manchmal sogar an Selbstmord dachten. Ich erkannte meinen Vater darin nicht. Cees war ein selbstsicherer Mann, der oft in den Vordergrund trat und stolz auf die Dinge war, die er im Leben erreicht hatte. Falls er tatsächlich unter schweren Depressionen gelitten hatte, dann war das gut verborgen geblieben.

Was wusste ich eigentlich von meinem Vater? Die Erzählungen von früher und meine eigenen Jugenderinnerungen wackelten plötzlich. Vielleicht war das Bild, das

ich von meinem Vater hatte, lediglich ein Vorhang gewesen, hinter dem sich Monica versteckt hielt.

Ich begann, den Prozess von Monicas Verwandlung festzuhalten; meiner Meinung nach eine gute Möglichkeit, mich damit zu beschäftigen. Es war auch eine angenehme Ausrede, meinen Vater alles zu fragen, was ich schon immer hatte wissen wollen. Ich schlüpfte in meine Journalistinnenrolle und stellte die Fragen, von denen ich glaubte, dass Außenstehende sie beantwortet haben wollten.

Es ging viel um Verfahrensweisen und Wartelisten. Monicas Zweifel, ob auch alles gut werden würde, die Unklarheit bezüglich bestimmter Regeln und die Probleme, die sie hatte, an die richtigen Informationen zu kommen. Wir schauten hauptsächlich nach vorn und redeten kaum über früher.

Aber für mich war es noch nicht schlüssig. Wenn es stimmte, dass mein Vater nach wie vor derselbe war, dann musste Monica die ganze Zeit irgendwo gewesen sein. »Mein ganzes Leben schon«, hatte mein Vater gesagt. Was bedeutete das? Ich bekam immer mehr das Bedürfnis, Monica einen Platz in der Vergangenheit zu geben, unserer Vergangenheit. Vielleicht gelang es mir dann zu begreifen, weshalb sie erst so spät zum Vorschein gekommen und wie sie die ganze Zeit imstande gewesen war, ihre Männerrolle zu erfüllen.

Als mein Vater noch Cees war, erzählte er natürlich bisweilen von früher. Uns interessierten dabei besonders die Unterschiede zu der Zeit, in der wir selbst aufwuchsen. Dass alle Mütter Hausfrauen waren und die Väter autoritär. Dass Lehrer in der Klasse rauchten und ihr Lineal zum Schlagen benutzten. Die warme Mahlzeit kam mittags auf den Tisch, die Wohnung wurde mit einem Kohle-

ofen beheizt, Süßigkeiten kaufte man lose in einer spitzen Papiertüte beim Gemischtwarenhändler, und Gott sah alles.

Es war eine 1950er-Jahre-Jugend, in der mein Vater und sein Bruder Theo hauptsächlich draußen im Freien spielten, meist nicht miteinander. Sie amüsierten sich mit Schulfreunden und Nachbarskindern ihres Alters. Sie spielten auf Grünflächen Fußball oder vertrieben sich die Zeit auf dem Markt gegenüber von ihrem Haus. In diesen Geschichten war Cees ein erfinderischer und eigensinniger kleiner Kerl, der oft etwas ausfraß und bei den Jungs aus seiner Klasse beliebt war. Mein Vater unterstrich das gern mit Anekdoten, die von einem gewissen Schneid zeugten. Er erzählte von dem heimlichen Zigarettenhandel, den er mit dreizehn betrieb, oder davon, wie er mehrmals Taschen voll Murmeln gewann, weil er mehr aufs Spiel zu setzen wagte als seine Klassenkameraden. Zu Hause spielte er den Chef über seinen anderthalb Jahre jüngeren Bruder, der regelmäßig in Tränen ausbrach.

Jetzt fragte ich Monica wieder nach dem kleinen Cees, ganz vorsichtig, aus Furcht, sie könnte das Thema zu schwierig finden. Sie hatte uns ja nicht umsonst die Fotos aus unserer Jugend zurückgegeben. Aber offenbar empfand sie keinerlei Scheu, darüber zu reden, und zog auch gleich ihre eigenen Jugendfotos aus der Schublade. Cees, ungefähr sieben Jahre alt, lachend neben seinem Bruder in einer Schulbank. Beide trugen das gleiche karierte Hemd. Cees in kurzen Hosen und mit langen Kniestrümpfen vor dem Zaun ihres Hauses. Ein Foto, auf dem er zusammen mit Theo auf dem Motorroller meines Großvaters saß.

Sofort kamen neue Details hinzu. Dass die Nachbarkinder, mit denen Cees gespielt hatte, hauptsächlich Mädchen waren. Und dass er am liebsten Hüpfkasten oder mit Murmeln spielte und eine Vorliebe für Ballspiele wie

Völkerball hatte. Typische Mädchenspiele, laut Monica, obwohl sich niemand gewundert hatte, dass ein Junge sich begeistert daran beteiligte. Monica beschrieb Cees als ein schwieriges Kerlchen, das bei Altersgenossen nur schwer Anschluss fand.

Wir redeten weiter. Wenn Monica sich an etwas nicht erinnern konnte, schaute ich es falls möglich nach oder befragte andere. Ich wollte und musste diesen Jungen, der mein Vater war – oder das Mädchen, das offenbar schon immer in ihm gesteckt hatte –, kennenlernen. Ich wollte wissen, was er getan, gesagt, gedacht hatte. Ich wollte alles zurückspulen und noch einmal betrachten.